

# Nocturne Es-Dur

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748252>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Nocturne Es-Dur.



Die Kerze ist verlöscht. Das Klavier ist verstummt. Durch die dunkle Stille treibt der süße Duft der Teerose, die im Gürtel der Klavierspielerin hängt. Die Rose ist überreif und beginnt schon zu zerfallen, abgewehrte blasse Blätter liegen wie matte helle Flecken am Boden.

Und Stille. Von der Wand her saust ein summender Saitenton — eine Saite meiner Geige hat nachgelassen. Und wieder Stille.

Fragend beginnt am Klavier ein halber Akkord.

„Soll ich noch . . . . ?“

„Ja.“

„Die Es-Dur?“

„Ja.“

Chopins Nocturne Es-Dur beginnt. Das Zimmer verwandelt sich. Die Wände entfernen sich nach allen Seiten, die Fenster wölben hohe Bogen und die runden Bogen sind mit Baumwipfeln und mit Mondschein gefüllt. Die Wipfel neigen sich alle gegen mich her und jeder fragt: Kennst du mich noch? und das Mondlicht fragt: Weißt du noch?

Meine Hand fährt über meine Stirne hin. Aber das ist nicht meine Stirne mehr, die scharfe, faltige, mit den starken Brauen. Das ist eine feine, glatte Kinderstirn mit darüber gekämmten seidigen Kinderhaaren, und meine Hand ist eine Kinderhand und draußen liegt das Land meiner Kindheit und rauschen die Bäume im Garten meines Vaters. In dieser Halle bin ich hundertmal gesessen, diese Bogenfenster und diese hellen, hohen Wände kennen mich wohl. Und aufhorchend erlausche ich leise Klaviermusik, — das ist meine Mutter, die in ihrem Zimmer spielt. Ich höre zu und bin froh und habe nicht einmal das Verlangen, zu ihr hinüber zu gehen, sie wird bald ungerufen kommen und mich zu Bette bringen. Doch scheint mir die Musik an diesem Abend besonders schön und traurig zu sein. Sie verklingt nun fast ganz, sie wird so zag, leise und immer trauriger.

Und jetzt ist sie zu Ende — oder nein, sie beginnt schon wieder, verändert, aber nicht weniger traurig. Sie macht krank, diese sonderbare, fremde, betäubte Musik. Mir schmerzt der Kopf, ich schließe die Augen. Diese Musik!

Ich öffne die Augen wieder. Mondlicht, Park und Kinderzeit sind nicht mehr da.

Wir sind in einem hellen, schmuckten Saal, eine Dame am Klavier und ich mit meiner braunen Geige. Wir spielen. Wir spielen rasch im

schnellsten Takt und spielen eine fiebernde Tanzmelodie. Die Dame ist schön. Ihr Gesicht ist vom Spielen gerötet, ihr Mund ist ein wenig geöffnet, in ihren blonden Haaren schimmert das Kerzenlicht. Und ihre feinen, langen Hände greifen leicht und rasch — ich muß sie küssen, sobald das Spiel zu Ende ist.

Das Spiel ist zu Ende. Die schlanken Frauenhände liegen laß in meinen, und ich küsse sie langsam, die rechte, die linke, die zarten Gelenke und die biegsamen Finger. Darüber lächelt stolz und ruhig die Dame, zieht beide Hände langsam zurück und beginnt wieder zu spielen. Brillant, kühl, verächtlich und stolz. Ich bücke mich nieder, bis meine Stirn ihr Haar berührt. Ihr Blick fragt kühl und sonderbar herauf. Ich flüstere lang. Sie schüttelt das Haupt.

„Sag': Ja!“

Sie schüttelt das Haupt.

„Du lügst, sag': Ja!“

Sie schüttelt das Haupt . . . . Ich gehe fort und gehe lang — mir scheint durch lauter dunkeln Wald — und weiß nicht, warum es mir weh tut, in den Augen, in der Kehle, in der Stirn, und gehe immerzu, bis ich todmüde bin und raste.

Indem ich raste und nicht weiß, wo ich bin, erklingt Musik. Ein fabelhafter Lauf auf dem Klavier, wunderbar verschlungen, leise, scheu, fieberisch, von wunderbar zarten und gelenkten Fingern meisterhaft gespielt. Ich schlage meine müden Augen auf, das Zimmer ist dunkel. Ein starker Teerosenduft ist in der Luft. Der letzte tiefe Ton der Nocturne zerrinnt. Die Dame steht vom Flügel auf.

„Nun?“

„Danke, danke!“

Ich strecke ihr die Hand entgegen. Sie macht die Rose von ihrem Gürtel los, öffnet die Tür und gibt mir weggehend die blasse Rose in die Hand. Sie lacht dazu. Dann schlägt die Tür ins Schloß, ein kurzer Zugwind geht durch das Zimmer.

Ich halte einen nackten, dornigen Stiel in der Hand. Der ganze Boden ist mit Rosenblättern bedeckt. Sie duften stark und schimmern matt und blaß im Dunkeln.

Hermann Hesse.

